

KASSEL: LOHENGRIN - PREMIERE AM 7. Mai 2011

Obwohl der „Lohengrin“, den Wagner als romantische Oper bezeichnete, zu seinen populärsten Werken gehört, ist es doch eines der am schwersten zu inszenierenden. In den letzten Jahren haben sich immer mehr Regisseure auf unkonventionelle und manchmal kaum nachvollziehbare Weise dem Werk genähert und dabei vor allem im Auge gehabt, nicht in die vordergründige Falle zu tappen, nur ein trauriges romantisches Märchen zu erzählen. Das ist ohnehin über viele Jahr(zehnt)e geschehen und einem aufgeklärten Publikum heute kaum noch vermittelbar. Die Schwierigkeit, den „Lohengrin“ zu inszenieren, entsteht ja vor allem aus der Tatsache, dass Wagner einen Historienbezug mit einem Märchenstoff verbindet, und zwar so integral, dass dabei kaum dramaturgische Brüche entstehen. Die daraus erwachsende Schwierigkeit, beide Ebenen sinnhaft miteinander zu verknüpfen, bietet gleichzeitig die Chance für interessante Interpretationsansätze, die - trotz der Märchenhaftigkeit des Stoffes - auch unserer heutigen Welt etwas sagen können. Die Ratten von Hans Neuenfels in Bayreuth und die gerade in Mannheim heraus gekommene Produktion von Tilman Knabe sind wohl die letzten Exponenten dieser „Lohengrin“-spezifischen Entwicklung des Wagnerschen „Regietheaters“.



Der Italiener **LORENZO FIORONI** hat sich ebenfalls einen Namen mit unkonventionellen Regiekonzepten gemacht. Dabei gehört es wohl zu seinem Inszenierungsstil, im 1. Akt das Publikum erst mal mit kaum verständlichen Einfällen zu verwirren, die sich jedoch im weiteren Verlauf des Stücks langsam aufklären und am Schluss, also in der Rückschau, sogar viel Sinn machen. Seine „Meistersinger“-Inszenierung im letzten Jahr in Kassel folgte diesem Prinzip und endete mit einer humoristisch-melancholischen Aussicht auf das Werk, die das Publikum und weite Teile der Presse überzeugte. Ganz ähnlich begann nun Fioronis „Lohengrin“ in Kassel, bei dem die Dramaturgie in Händen von **DOROTHEE HANNAPPEL** lag. Sie wollten mit diesem „Lohengrin“ zeigen, was passiert, wenn Utopie auf Realität trifft. In



jedem der drei Akte thematisiert Fioroni diese Fragestellung unter einem anderen Blickwinkel, wie er in einem Interview mit Werner Fritsch in der Hessisch-Niedersächsischen Allgemeinen Zeitung erklärt. Er benutzt dazu ein Stilmittel, welches man bei Wagners „Ring“ schon andernorts erleben konnte, die Handlung auf verschiedene Zeitepochen zu verteilen. Den Reiz dieses Konzepts haben Kaspar Bech Holten in Kopenhagen und Kay

Metzger in Detmold mit ihren „Ring“-Produktionen gezeigt. Aber drei Zeitepochen gleich in einer Oper?! Das bezeichnet selbst Fioroni als ein Experiment.

Bereits zum mystischen Vorspiel sehen wir einen Barock-König in Nöten, sein Land im Streit um die legitime Herrschaft zu befrieden. Es wimmelt im fantasievoll opulenten Bühnenbild von **PAUL ZOLLER** nur so von Barock-Perücken und -kostümen (**SABINE BLICKENSDORFER**). Die gepuderten Wangen mit leichtem Rouge dürfen nicht fehlen. Das wirkt wie Theater im Theater, durchaus unterhaltsam und spannend, wenngleich erst einmal verwirrend. Die gute Lichtregie von **ALBERT GEISEL** spielt hierbei eine gestalterische Rolle. Die Würde und Tiefsinnigkeit des Vorspiels gehen bei so viel Aktivismus allerdings über Bord. Leider wird **MARIO KLEIN** als König Heinrich stimmlich seiner herrschaftlichen Stellung als Sonnenkönig, die er wie die beiden weit profaneren Rollen, die er an diesem Abend verkörpert, nicht ganz gerecht. **MARK MOROUSE**, der Detmolder „Rheingold“-Wotan, gibt den Heerrufer mit seinem lyrisch timbrierten Bassbariton weit klangvoller. **ESPEN FEGRAN** kann als Telramund mit einer kraftvollen Mittellage glänzen. Sein Heldenbariton wird aber in der Höhe gelegentlich etwas eng. Darstellerisch agiert er in allen drei Rollen sehr überzeugend. Im Theater ist bekanntlich vieles, wenn nicht alles möglich. Somit kann es nicht verwundern, dass Lohengrin in dieses barocke Machtbiotop wie ein Las Vegas-artig verkitschter *Deus ex machina* aus der Bühnendecke einschwebt, vor Gold glitzernd wie Mammon in Hofmannsthals „Jedermann“. Dass aus dieser Mission nichts werden kann, wird schon hiermit klar. Der Schwanenritter glaubt es wohl selbst kaum, denn noch während des Aktschlusses entledigt er sich in der Garderobe am Bühnenrand des erdrückenden Goldputzes und geht als Normalbürger in die Pause...



Aber es kommt noch schlimmer, bzw. unerwarteter. Im 2. Akt finden wir uns in einer kolonialen Szenerie wieder. Die afrikanische bzw.



afroamerikanische Belegschaft des Gutsherrn Heinrich deckt die Tische für ein herrschaftliches Dinner, nachdem dieser den Underdog Telramund unter den ängstlichen Blicken aller ausgepeitscht hat. Ortrud wirkt hier eher wie eine harmlose Nanny aus dem Filmepos „Vom Winde verweht“ denn als die zaubernde Intrigenspinnerin der Dunkelheit. Das nimmt viel von ihrer dramaturgischen Bedeutung in diesen zentralen Szenen und ist somit eine Schwäche der an sich interessanten Idee Fioronis, im 2.

Akt die Mechanismen von Freiheit und Unterdrückung zu zeigen. **LONA CULMER-SHELLBACH** kann der Ortrud auch stimmlich nicht die Bedeutung geben, die sie im 2. Akt haben sollte. Die Stimme kämpft immer wieder mit Intonationstrübungen, und die Höhe klingt etwas abgesungen, manche Töne auch verquollen.

Die Auflösung kommt, wie bei Fioroni zu erwarten, im 3. Akt, wo wir in der Gegenwart angekommen sind und offenbar wird, dass es eine Integration der Utopie in die Realität nicht geben kann. Der Versuch, das Wunder in die Alltagssphäre zu zwingen, muss misslingen, da, wie Hans Mayer meint, das Wunder durch diesen Versuch des Wunderbaren entkleidet wird. Schon die Papparazzi, die Lohengrin und Elsa - bereits erschreckend gealtert - wie ein Hornissenschwarm ins Standesamt (statt ins Brautgemach) verfolgen, machen die Unmöglichkeit ihrer Verbindung offenbar. Mit Telramunds Auftritt als schwarzer Kapuzenmann ist sie besiegelt. Als Lohengrin mit der Gralserzählung die letzten Hüllen seiner Wunderbarkeit fallen lassen muss, zieht er in letzter Hoffnung die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen aus der Tasche, deren Text von da an langsam über die Szene läuft. Es nimmt kaum einer Notiz davon, nach und nach wandern die Zuseher ab. Diese Botschaft kann sie nicht mehr ernsthaft bewegen. Und leben wir nicht bereits in einer solchen Welt?! Man braucht nur auf die jüngsten Entwicklungen in Nordafrika und im östlichen Mittelmeerraum schauen, um die Sinnhaftigkeit dieser Botschaft nachvollziehen zu können. Lohengrin und Elsa begehen angesichts der Gleichgültigkeit der Öffentlichkeit Selbstmord, während Ortrud als Todesbringerin mit der Sense triumphiert - ein etwas überzeichneter Schuss, ähnlich wie der von Neuenfels in Bayreuth. Mit ihm schließt sich aber der Kreis des pessimistischen Regiekonzepts von Lorenzo Fioroni, für das er am Ende relativ wenige Buhrufe hinnehmen musste, wenngleich es vielleicht etwas viel für ein Stück war.



MARTIN HOMRICH singt als Gast den Lohengrin mit einem stabilen und gut geführten Tenor, dem eine italienische Prägung anzuhören ist, mit großer Wortdeutlichkeit. Es fehlt der Stimme aber etwas an klanglicher Wärme, und sie ist auch nicht sehr groß. Homrich gestaltet die variierenden Rollenprofile sehr authentisch. Der Star des Abends ist aber **EDITH HALLER**, die als Gast die Elsa mit ihrem wunderbar melodiosen und farbenprächtigen Sopran singt, der auch zu guter Attacke fähig ist. Ihrer eindringlichen Darstellung ist die mittlerweile schon beachtliche Erfahrung im Wagnerfach anzumerken.

PATRIK RINGBORG steht am Pult des **STAATSORCHESTERS KASSEL** und wählt einen transparenten, unpathetischen Wagnerklang, wobei er immer auf die SängerInnen Rücksicht nimmt. Durch die Intensität des Bühnengeschehens gerät die musikalische Seite allerdings des öfteren ungebührlich in den Hintergrund, nicht nur im so wichtigen Vorspiel zum 1. Akt. Das Orchester konnte seine Wagnerqualitäten jedoch immer wieder unter Beweis stellen, unter

anderem mit den Vorspielen zum 2. und 3. Akt sowie bei der Gralserzählung und im Finale. Die Fanfaren brachten eine ganz ausgezeichnete Leistung. Die von **MARCO ZEISER CELESTI** einstudierten Chöre sangen ausgezeichnet mit großer Transparenz und Wortdeutlichkeit. So kann sich Kassel über eine weitere unkonventionelle, aber durchdachte Wagner-Inszenierung freuen, die trotz aller Märchenhaftigkeit der „Lohengrin“-Story einem aufgeschlossenen Publikum viel Stoff zum Nachdenken lieferte.

Fotos: Staatstheater Kassel/N. Klinger.

Klaus Billand, Der Neue Merker, Wien (www.der-neue-merker.eu)